

Janni und die

Sonnenpferde



Martina Steinkühler

*Für die, die ich liebe.
Mit Dank an Ulrike.*

Nicht groß ist die Mühe,
den wahren Vater zu finden.
Er wohnt ja,
wo der Sonnenwagen
kommt und geht.
Geh zu ihm und erkenne,
wohin du gehörst.

Ovid, Metamorphosen I,773–775

Inwendig

Janni lebte auf einer Insel. Ringsum war blaues Wasser und meistens schien die Sonne. *Herr Sonne*, würde Janni sagen, denn er kannte Geschichten vom Sonnengott. Der Sonnengott war ein Mann und hieß Apollon.

Aber Janni sagte es nicht. Er sagte gar nichts. Lesen und schreiben hatte er gelernt, als er vier war. Aber reden lernte er nicht. Er machte den Mund nicht auf. Seinen Vater quälte das sehr, Janni nicht. Er summt vor sich hin, mit geschlossenen Lippen, oder er erfand kleine Melodien auf der Flöte, die er sich selbst gebaut hatte. Und außerdem sprach er inwendig.

Janni sprach mit seinem Bruder, der nicht da war und den er vielleicht nur erfunden hatte, und er sprach mit seiner Mutter, die er nicht kannte und die schon lange tot war. Die beiden hörten immer zu, auch wenn sie niemals Antwort gaben.

Jannis Vater war nicht Jannis Vater. Janni wusste das, seit er sechs war, aber Jannis Vater wusste nicht, dass er es wusste. Janni hatte die Briefe gefunden, Briefe zwischen Mutter und Vater, hoffnungsvolle, traurige, verzweifelte, und immer ging es um das eine: *Warum bekommen wir kein Kind?* Einmal hatte der Vater geschrieben: „Ich weiß nun, dass ich keinen Samen habe, um uns ein Kind zu schenken. So werde ich es tun: Ich werde dir eins stehlen.“

Seitdem Janni das gelesen hatte, fragte er sich, wie der Vater es angestellt hatte. Wo er das Kind gefunden hatte, das er stehlen konnte. Und wem das Kind in Wahrheit gehörte. Den Vater fragte er nicht. Er war entschlossen, selbst zu suchen.

Zuerst war Janni auf der Insel umhergelaufen und hatte Menschen ins Gesicht geschaut. „Der traurigste Mensch“, dachte er, „müsste der sein, der ein Kind verloren hatte.“ Aber nie fand er einen Menschen, der traurig genug war. Und so gab er es auf.

Später las Janni Bücher. In Büchern gab es eine Menge Geschichten über Kinder, die verloren gingen, und Eltern, die um

ihre Kinder weinten. Aber am Ende kamen sie wieder zusammen und alles war gut. Andere Geschichten handelten von bösen Eltern, die die Kinder mit ihrer Bosheit in die Fremde trieben. Beide Sorten Geschichten waren nicht das, was Janni suchte. So kam er schließlich zu den Mythen.

In dem Frühling, als Janni zehn wurde, zog seine Großmutter vom Berg hinunter an den Strand. Der Vater hatte ihr ein Zimmer im Altersheim besorgt. Sie sei zu alt zum Leben, sagte sie – zum Allein-Leben, verbesserte der Vater. Großmutter erzählte Mythen, das waren Geschichten, die nie ein Ende hatten. Alles geschah und alles verlief, immer wieder neu. Mythen waren wie ein Karussell, auf das man nach Belieben aufspringen konnte.

Und das tat Janni. In den Mythen fand er den Lyra spielenden Sonnengott Apollon, einen strahlenden und weisen Helden, der Tag für Tag mit dem Sonnenwagen über den Himmel fuhr, damit die Menschen auf der Insel Licht hatten. Janni liebte die Insel, den Himmel und die Musik und so liebte er auch Apollon.

Großmutter zeigte Janni ein Bild von einer goldenen Kutsche. Von vier wilden Pferden wurde sie gezogen, einem schwarzen und einem braunen Hengst, einer weißen und einer roten Stute. Hoch auf dem Kutschbock saß der Gott, lorbeerbekrönt, und trug ein Gewand aus Sonnenstrahlen.

Janni liebte auch Pferde. „Wie muss Apollon glücklich sein“, sagte er tonlos. Großmutter schaute nachdenklich drein, als habe sie ihn verstanden und denke über seine Worte nach. „Eigentlich, Janni“, sagte sie schließlich, „ist Apollons Strahlen nur äußerlich. Inwendig ist der Sonnengott sehr traurig.“ Da horchte Janni auf. Und Großmutter erzählte den Mythos von Phaeton.

Der Sonnensohn

Phaeton lebte auf einer Insel. Er war anders als andere Jungen, er unterschied sich schon durch sein Äußeres: Er hatte harzweinfarbenes Haar und bernsteinfarbene Augen.

Phaeton kannte seinen Vater nicht und seine Gefährten machten ihm das Leben schwer. Als er älter wurde und immer häufiger nach seinem Vater fragte, vertraute ihm die Mutter an, er sei der Sohn des Sonnengotts Apollon.

Der Junge wollte es nicht glauben und er beschloss, die Wahrheit selbst zu suchen. Er wanderte den Wolkenberg hinauf, auf dessen Gipfel, wie man sagte, die Götter ihre Häuser hatten.

Nach drei schweren Prüfungen erreichte er sein Ziel, Apollons prächtigen Palast. Gerade kehrte die Kutsche von ihrer Fahrt zurück. Apollon sprang vom Wagen und erblickte Phaeton. Wie strahlten seine Augen – heller als das Sonnenlicht! „Mein Sohn“, rief er, er hatte ihn gleich erkannt. „Vater!“, rief Phaeton glücklich. Aber dann fragte er zweifelnd: „Bist du es wirklich?“

Apollons Strahlen trübten sich. „Siehst du denn nicht ... ? Spürst du denn nicht ...? Ist meine Freude nicht Antwort genug?“ Aber Phaeton schüttelte leise den Kopf. „Nein“, sagte er, „das ist nicht genug. Ich brauche zu meinem Glück einen Beweis.“ Apollon hob die Hände zum Himmel. „Nichts leichter als das“, sagte er und seine Freude brannte neu. „Ich gewähre dir einen Wunsch.“ Phaeton krauste misstrauisch die Stirn. „Was es auch sei?“, fragte er. „Was es auch sei“, versprach Apollon und dann beschwor er es bei den dunklen Wassern der Unterwelt.

Phaeton klatschte in die Hände. Sein Blick fiel auf den goldenen Wagen und die wilden Pferde. „Das“, rief er laut, „ist mein Wunsch. Ich will für dich den Sonnenwagen fahren. Du aber bleibst daheim.“

Apollon riss sich den Strahlenumhang von den Schultern und ließ ihn achtlos zu Boden gleiten. Er erkannte sofort, was der Junge nicht ahnte: Die Gewährung dieses Wunsches führte ins Verderben. „Alles“, bat er ernst, „nur das nicht, Phaeton. Weil du mein Sohn bist, flehe ich dich an ...“ Aber Phaeton wollte nicht auf ihn hören. „Wenn ich dein Sohn bin, Vater“, sagte er, „vertraust du mir den Wagen an.“ Alles Bitten und Warnen half nichts. Der Sonnengott war an sein Wort gebunden.

Stolz saß der Junge auf dem Kutschbock. Die Pferde scharrten mit den Hufen. Eine, die rote Stute Pyrois, sah sich nach ihm um und wieherte einen Gruß. Die anderen aber fieberten nur, endlich rennen zu dürfen.

Und sie rannten! In rasendem Tempo ging die Fahrt himmelwärts. Der Junge zog vergebens an den Zügeln. Die Hengste bemerkten als Erste, dass der Lenker machtlos war. Sie gingen durch und liefen, wie sie wollten. Die kleine Rote konnte sie bei allem guten Willen nicht bremsen. Der Wagen schlingerte und

drohte zu kippen. Der Sonnenball hüpfte auf der Ladefläche wie ein Gummiball. Die Wolken fingen Feuer, dann die Berge. Die Flüsse fingen an zu qualmen.

Da bemerkte der Götterkönig Zeus das Unheil, und dass die Moira – *das, was zugeteilt ist* – verletzt wurde. Grollend hob er den Donnerkeil und schleuderte den wilden Fahrer mit einem Blitz vom Wagen. Dann gebot er selbst den Pferden, sicher heimzukehren. Phaeton blieb verschwunden und Apollon trug seither eine Wunde im Herzen, die niemals heilte. Er trauerte um den Sohn und hoffte auf das Wunder seiner Wiederkehr.

Farbe und Klang

Janni hatte Tränen in den Augen, als Großmutter das Ende des Mythos erzählte. Er saß an ihrem Bett, denn wenn er sie nach der Schule besuchte, hielt sie Mittagsruhe. „Weine nicht um Phaeton“, sagte sie sacht. „Hast du es denn vergessen: Mythen sind Kreise, sie beginnen immer wieder von Neuem.“ Ihre Augen zwinkerten und sie blickte in den kleinen, ovalen Bronzespiegel, der über ihrem Nachttisch hing.

„Phaeton ist nicht tot“, betonte sie eindringlich. „Er trägt in sich einen Funken Unsterblichkeit.“ Auf dem Nachttisch lag ein Saiteninstrument, eine Lyra, wie im Mythos Apollon sie spielte. Sie streckte die Hand aus und berührte die Saiten. „Immer wieder wird Phaeton neu geboren und immer wieder wird er sich aufmachen, seinen Vater zu suchen.“

Jannis Augen wanderten von der Lyra zum Spiegel. Er wusste, beide waren Erbstücke des Großvaters. Er schaute sich selbst tief in die Augen und dachte daran, wie seine Großmutter den Sonnensohn beschrieben hatte: einen Jungen, der anders war, einen von der Insel und von eigenartigem Aussehen. „*Ich* habe harzweinfarbenes Haar“, sagte er, „*ich* habe bernsteinfarbene Augen.“ Es waren die ersten Worte, die er laut sprach.